

Markus A. Will

Die Stunde des Adlers

FBV

THRILLER

© des Titels »DIE STUNDE DES ADLERS« (ISBN 978-3-89879-710-8)
2012 by FinanzBuch Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH
Nähere Informationen unter: <http://www.finanzbuchverlag.de>

PROLOG

Kraftlos steht von Hartenstein auf, schleppt sich zur Theke und greift nach dem Handy. Im Hinterzimmer erblickt er den tonlos laufenden Fernseher: »Bundesbankpräsident Claus Victor Dohm ermordet« blinkt die Breaking News tiefrot ein. Baron Dr. Hanns-Hermann von Hartenstein sackt in sich zusammen. Seit Tagen hat der große schlanke Mann kaum etwas gegessen. Die Betäubung, der Gewaltmarsch, jetzt der Mord an seinem Freund – für den Bundesbanker ist das zu viel. Alles, aber auch alles ist verloren!

Seit Mitternacht lief »Operation D-Day« – die streng geheime Wiedereinführung der D-Mark in Deutschland. Nach Dienstanweisung der Deutschen Bundesbank war die frische Liquidität verpackt: Scheine und Münzen nach Wert geordnet in Säcken, mit Siegel und zwei Unterschriften versehen – vom Pfennig bis zum 1.000-D-Mark-Schein. Das musste ordentlich, aber auch möglichst schnell ausgebucht werden. Laster für Laster, Charge für Charge, 60 tonnenschwere Lkws pro Stunde. Wenn es neues Geld gab, sah das nicht viel anders aus als eine allgemeine Mobilmachung. Und die D-Mark war eine sehr scharfe Waffe in diesem Währungskrieg mit den anderen Eurostaaten.

Nach jeder ausgebuchten Zehner-Charge schloss sich das schwere Bunkertor. Draußen gliederten sich dann die schwer bewaffneten Begleitfahrzeuge ein. Erst wenn das innere Panzertor zu und die Begleitung parat war, rollte die besicherte Charge auf der großen Anlage an das schwere Außentor. Nie waren beide Tore gleichzeitig offen. Einmal runter vom Bunkergelände hielten die Kolonnen bis zum Ziel aus Sicherheitsgründen nicht ein einziges Mal an. Motorräder mit Blaulicht machten den Kolonnen jede Straße frei. Die Codes mit ihren Fahrbefehlen waren eindeutig. So war der Plan, immer wenn es neues Geld gab, immer nach einem Wochenende. Neues Geld kam immer montags.

Zentralbereichsleiter von Hartenstein kannte den Geheimplan und den nicht minder geheimen Ort genau: Einige Male, wenn die Deutsche Bundesbank zu D-Mark-Zeiten den Wechsel einer kompletten Serie an Mark und Pfennig ge-

übt hatte, war er »Bundesbankpräsident ÜB«. Er hatte geheime Wochenend-sitzungen geleitet, manche sogar im Rahmen ganzer Nato-Übungen, in den gut ausgestatteten Kammern des Bunkers übernachtet, sich mit dem Bundes-sicherheitskabinett abgestimmt und dann – immer um Mitternacht von Sonn-tag auf Montag – den streng geheimen ÜB-Code für das Manöver gegeben.

Die Bundesbank nannte diese Übungen »Die Stunde des Adlers«- in Anleh-nung an den Bundesadler auf der Mark. Seit der Einführung des Euro hatte es das aber nicht mehr gegeben. Von Hartenstein zählte zu den wenigen Top-Bundesbankern, die wussten, dass die Deutsche Bundesbank sicherheitshal-ber eine Serie mit Mark und Pfennig gebunkert hatte. Trotz Friedens in Euro-pa hatte ja auch jedes Land weiter sein eigenes Militär, und die Bundeswehr würde im Falle des Falles auch auf Waffen zurückgreifen können und nicht mit Wattebäuschchen werfen.

»Unglaublich«, flüsterte von Hartenstein vor sich hin, je näher sein Lkw der Abfertigung rückte. Hunderte von solchen tonnenschweren Lastern mit Aber-milliarden an frischen Scheinen und Münzen warteten geduldig in einer end-losen Schlange. Truck an Truck, fast alle mausgrau, reihten sich auf der tun-nelartigen Hauptstraße des Bunkers zur Abfertigung am schweren Panzertor auf. Als Bundesbanker kannte er das alles, wusste, dass jede Zehner-Char-ge genau zehn Minuten brauchte, um drinnen abgefertigt zu werden. Immer wenn seine Charge wieder ein Stück vorfahren konnte, ruckelte es. Das hielt den völlig übermüdeten von Hartenstein wach. Vier oder fünf Tage mussten die Markigen ihn hier interniert haben. In seinem unrasierten Gesicht hatte der Dreitagebart gerade begonnen, in ein zotteliges Gewuchere überzugehen.

Widerstand war zwecklos, die Operation lief, von Hartenstein wollte nur noch raus. Er hatte verloren. Für sich, für Deutschland und für Europa; denn für ihn war immer klar, dass Europa den Euro brauchte. Wie viele Diskussionen er darüber gerade mit Schülern geführt hatte. Wie oft er jungen Menschen zu erklären versucht hatte, dass Europa viel mehr war als ein Wirtschaftsraum. Dass es um eine europäische Identität ging. Und dass es auch um Frieden in Europa ging.

In den letzten Wochen hatte er alles darangesetzt, um diese verdammte Oper-ation D-Day noch zu verhindern. Allein hatte er zuletzt gegen die ganze marki-ge Bewegung gekämpft. Und dies, obwohl Triple H, wie er in der Bundesbank

genannt wurde, nie Held sein wollte wie sein Großvater und Urgroßvater, beide gefallen auf dem Feld der Ehre zweier Weltkriege. Als jemand, der seinem Land als hoher Beamter diente, war es für von Hartenstein keine einfache Entscheidung gewesen, sich gegen die eigene Regierung zu stellen. Aber er hatte es nicht geschafft.

Mutlos kauerte er zwischen den Münzen und Scheinen, versteckt in einem großen leeren Geldsack. Heute war keine Stunde des Adlers, sondern wirklich D-Day. Keine Stunde der Übung, sondern ein Tag der Entscheidung, der den Deutschen ihre ersehnte D-Mark zurückbrachte, die Fesseln der Europäischen Währungsunion löste und den Euro beerdigte.

So etwas hatte es seit der Währungsreform von 1948 nicht mehr gegeben. Danach hatte man nur noch alte gegen neue Scheine ausgetauscht, meist aus Sicherheitsgründen, wenn Farbkopierer oder andere Neuigkeiten das Fälschen leichter gemacht hatten. Letztmalig hatte die Deutsche Bundesbank 1989 kurz vor dem Fall der Mauer das Geld ausgewechselt. Von Clara Schumann bis Balthasar Neumann zierten damals große Deutsche die Scheine. Die Bundesbank hatte sogar eine Werbekampagne gestartet, wie sich von Hartenstein, damals gerade erst ein paar Jahre in den Diensten der Bundesrepublik, ausgerechnet jetzt im Laster erinnerte. Damals hatte man den Deutschen den Wert des Geldes, der Stabilität der Mark vermittelt.

Heute würde man ihnen etwas zurückgeben, das wohl genau das Gegenteil bewirken würde. Ganz anders als 1948, als die D-Mark für die junge wachsende deutsche Wirtschaft so etwas wie das Blut eines Gesunden für einen Kranken war – ein Blutaustausch, der die Schwarzmärkte ersetzte, die Marktwirtschaft in Gang brachte und »Made in Germany« zur Erfolgsgeschichte machte. Von Hartenstein hatte seine Doktorarbeit über die historische Bedeutung der deutschen Währungsreform geschrieben; und er wusste besser als jeder andere, dass dieses Mal alles anders sein würde. »Bad Germany« würden die alten Partner morgen sagen.

Monatelang hatten die alten Europartner versucht, die Deutschen zum Bleiben zu überreden, trotz der Probleme mit den für Deutschland immer teurer werdenden Eurobonds. Deutschland bekam über immer höhere Zinsen zu spüren, dass die Welt der Investoren und der Wähler den Glauben an Europa zu verlieren begann. Und weil die demokratische Legitimation für die

Transferunion fehlte, hatten sich auch die Wähler abgewandt. Vorschläge mit Zwischenlösungen wie »GEuro« für die Griechen, »EEuro« für Spanien oder »PEuro« für Portugal, also Parallelwährungen zum Euro, waren genauso gescheitert, wie ein Hybrid-Auto stehen bleiben würden, wenn der deutsche Eco-Tankwart die Batterie nicht mehr mit Strom aufladen wollte.

In diesen Monaten war in Deutschland die Stimmung gekippt. Erst hatte man angefangen, die Dinge mit einem »man wird doch mal sagen dürfen« abzuwägen, dann waren plötzlich die Nachteile und die Risiken größer, und mit ihnen wurden »Die Markigen« immer größer. Die Bewegung, anfangs politisch belächelt, war tatsächlich an die Regierung gekommen. Radikale Entwicklungen wie in vielen Ländern Europas, spätestens seit 2012, hatten auch die deutsche »markige Bewegung« beflügelt. Dabei hätte man seit den Erfolgen der Piraten und an den Absichten von Freien Wählergemeinschaften auch in Deutschland sehen können, wie schnell man freie Parlamente entern konnte. Mit nur einem Thema: der Deutschen Mark. Damit stürmte die markige Bewegung mit ihrer »Deutsche Mark Partei«, kurz DMP, die Parlamente.

Ganz demokratisch gewählt, wie auch von Hartenstein in den geheimen Sitzungen der Projektgruppe der Operation D-Day hatte zugeben müssen, wenn er wieder mit der erst 30-jährigen »schwarzen Pest« zusammengerasselt war. Anna-Maria Kuhn, die neue Finanzstaatssekretärin, war der eigentliche Kopf der markigen Bewegung. Mit Internet, Ignoranz, Intrigen, aber auch Intelligenz waren die Markigen an die Macht gekommen. Die markigen Populisten hatten leichtes Spiel beim deutschen Volk, das ein fast schon erotisches Verhältnis zu seiner D-Mark hat. »Nicht alle Deutschen glauben an Gott, aber alle an die Bundesbank«, hatte der Franzose Jacques Delors, ehemals Präsident der Europäischen Kommission, einmal über die Deutschen gesagt, als es um die Einführung des Euro ging. Wie recht Delors hatte, wusste von Hartenstein in diesem historischen Moment auf der kalten Ladefläche. Geld wärmte eben nicht wirklich.

Da die Politiker in Europa Anfang des zweiten Jahrzehnts keine durchschlagende Lösung für die Eurokrise gefunden hatten, immer wieder neu ein Land unter den Rettungsschirm genommen hatten, hatten die Markigen ständig mehr Zulauf vom Volk erhalten. Vor allem auch, weil das Establishment Angst hatte, die Bürgerinnen und Bürger wirklich mitentscheiden zu lassen. Im Nachhinein musste die politische Klasse zugeben, dass allein der Name der

Partei so einleuchtend wie perfekt war: Deutsche Mark Partei. Der Name war das Programm, und wenn es der DMP passte, war markig mal liberal für Wettbewerb der Währungen, mal konservativ für Deutschland oder sogar sozial für die Menschen im Land. Und deutsch war immer gut. Seit der Einheit waren die Deutschen ja wieder unbekümmert mit ihren nationalen Symbolen von Flagge bis Hymne umgegangen.

Hinter den politischen Kampagnen steckte fast immer die schwarze Pest Kuhn, die genau wusste, dass die Zeit gekommen war. Mit immer neuen Geldspritzen und Rettungsschirmen für Griechenland, Spanien, Portugal und auch Italien hatte sich das »Friedensprojekt Euro doch ohnehin scheinbar zerlegt«, wie sie entwaffnend erklären konnte. Die »Schweine«, wie der willfährige Teil der deutschen Presse süffisant die Abkürzung PIGS für die vier maroden Südländer übersetzte, »sollten ihren selbst verursachten Mist allein sauber machen«.

Zur Presse hatte Frau Kuhn inzwischen beste Kontakte. Eine über Stipendien finanzierte exzellente Ausbildung an einer der besten Business Schools machte sie zu einer gefragten Gesprächspartnerin. Kuhn delegierte die Details, kümmerte sich jedoch perfekt um das große Ganze: ein Gesprächskreis hier, eine Party dort. Eine Patenschaft hier, eine Liegenschaft dort. Kuhn hatte das Netzwerk von Rebekah Brooks studiert. Der »rote Teufel« von Rupert Murdoch hatte das ganze politische Establishment Großbritanniens in der Hand gehabt. Die »Flame-Haired-Queen of Fleet Street« war ihr Vorbild, nur dass die schwarze Pest aus Berlin den Spieß umdrehte und von der politischen Seite aus agierte, intrigierte, organisierte oder spekulierte. Von Hartenstein hatte das zu spüren bekommen.

Die von Kuhn beeinflussten Kommentare in der deutschen Presse wären vielleicht noch irgendwie trotz demütigender Äußerungen mancher Politiker und den harten Spardiktaten aus Brüssel zu beheben gewesen. Doch der Streit zwischen Frankreich und Deutschland über die Eurobonds war nicht mehr beizulegen. Lange hatte sich Deutschland unter der früheren Bundeskanzlerin Angela Merkel ohnehin gegen diese Vergemeinschaftung von Schulden gewehrt. Man hatte Lösungen gefunden, die zwar anders hießen, damit sie vor dem Bundesverfassungsgericht bestehen konnten, aber am Ende nichts anderes bedeuteten, als Deutschland finanziell mehr und mehr mit Hunderten von Milliarden Euro in die Pflicht zu nehmen. Solange Frankreich noch mitgarantieren konnte, hielt das fragile Band der deutsch-französischen Beziehung.

Doch dann konnte Frankreich nicht mehr, die Risikoauflschläge kletterten in die Höhe, auch für Deutschland. Je höher die Zinsen gestiegen waren, desto schlechter wurde die Stimmung gegen den Euro in Deutschland, bis es die etablierte Koalition zerriss. Es kam zu vorgezogenen Neuwahlen.

Das war die Stunde der Markigen. Wie bei einer dreckigen Scheidung fing die ehemaligen Partner an, sich gegenseitig zu belauern, machten sich Vorwürfe und versuchten, ihr Hab und Gut zu retten. Der Wahlkampf war schmutzig gewesen; denn die etablierten Parteien und Politiker hatten plötzlich das Volk gegen sich, wenn sie gegen die Markigen argumentierten. Je mehr sich aber die Reihen der klassischen Parteien schlossen, desto mehr trieben sie Frustrierte und Nichtwähler in die Arme der Markigen, die so die Wahlen gewannen und mit Überläufern die notwendige Mehrheit im Bundestag hatten.

Da war es zu spät. Dumme Zufälle, wie es sie in der Geschichte immer gegeben hatte, hatten zuvor schon zu mehreren vorgezogenen Neuwahlen in Landesparlamenten und zu Erfolgen der DMP geführt. So blockierten sich schließlich etablierte und neue Parteien, einzelne Traditionalisten und angeblich Moderne und vor allem Junge und Alte. Bis das Wort von Weimar die Runde machte, hatten die Markigen genügend Mandate erobert – alles ganz demokratisch, wie Lautsprecherin Kuhn immer wieder betonte.

Erbost hatte der französische Präsident Émile Dévrent nach der brüskten Abfuhr durch den neuen deutschen Bundeskanzler Franz Peter Roth Berlin nach einem letzten Spitzentreffen verlassen. Roth hatte sich geweigert, weitere teure Eurobonds zu finanzieren. Angeblich soll der Franzose bei seinem überstürzten Abgang aus dem Kanzleramt »Erbfeind« gemurmelt haben, wie die Zeitungen kolportierten.

Zu dem Zeitpunkt hatte von Hartenstein bereits bewusstlos geschlagen im Kofferraum eines Autos gelegen, das ihn unbemerkt in den Atombunker gebracht hatte. Ausgerechnet dort, neben dem Geld, hatten sie ihn eingesperrt. Und genau mit diesem Geld wollte er jetzt hier raus. Seine Flucht war ihm geglückt, zumindest der erste Teil aus seiner Zelle auf die Ladefläche eines Lkw in der langen Schlange vor dem näher rückenden Bunkertor.

In ein paar Stunden, so schätzte von Hartenstein, während die lauter werdenden Stimmen signalisierten, dass seine Zehner-Charge Lkw bald an der Reihe sein würde, würde Deutschland so gut wie isoliert sein, die Grenzen wieder

kontrolliert werden, Kinder aus ausländischen Internaten zurückgeholt werden, die Tauschwirtschaft zumindest für ein paar Tage blühen, die Restaurantzene eindeutschen, weil viele Italiener, Griechen, Spanier und andere Europäer das Land verlassen würden. Das Friedensprojekt Euro wäre passé. Da wollte er wenigstens zu seiner Familie zurück. Mit italienischer Frau, griechischem Schwiegersohn und englischer Schwiegertochter lebten die von Hartensteins das friedliche Europa familiär seit Jahrzehnten vor.

Als sein Zehnertrupp an der Abfertigung stand, wusste von Hartenstein, dass er nur zwei Möglichkeiten zur endgültigen Flucht hatte. Entweder blieb er einfach auf seinem Laster, bis das Ziel, irgendeine Filiale der Deutschen Bundesbank, erreicht war. Oder er sprang ab, sobald der Geldtransport das streng bewachte Gelände verlassen hatte. Denn danach gab es nur noch Vollgas. In den Stunden des Wartens hatte Hanns-Hermann von Hartenstein sich für die zweite Variante entschieden.

Doch dazu musste er erst einmal unentdeckt aus dem Bunker kommen. Eigentlich war er viel zu groß für den Geldsack, daher machte er sich so klein wie möglich und zog die Schlinge zu. Nur gut, dass sein grau meliertes Haar fast dieselbe Farbe wie die Säcke hatte. Auch nur gut, dass die Wachleute nicht mehr jeden einzelnen Truck genau prüfen konnten. Aus der Erfahrung der Übungen wusste er, dass nur noch stichprobenartige Kontrollen gemacht wurden.

Als die Plane hochgeschoben wurde und ein Wachmann die Ladefläche ausleuchtete, stockte von Hartenstein der Atem. Zwar hatte er sich ziemlich weit hinten versteckt, aber das Licht schien dennoch bedrohlich grell. Dreimal wanderte der Lichtstrahl hin und her wie bei einem Leuchtturm. Jedes Mal litt er Todesängste und fürchtete, jetzt kurz vor der Befreiung doch noch erwischt zu werden. »Okay.« Die scharfe Stimme des Wachmanns war wie eine Erlösung. Sekunden später rollte sein Lkw mit den anderen neun seines Trupps weiter.

Während sich die Sicherheitsfahrzeuge in den Trupp eingliederten, krabbelte von Hartenstein bereits aus seinem Geldsack. Das musste er riskieren. Er wusste, dass es gut 50 Meter nach der Ausfahrt eine lang gezogene Rechtskurve gab. Würde er links abspringen und sich in den Wald rollen lassen, hätte er die Chance, unentdeckt zu bleiben. Die Plane hatte er in den Stunden seines

Verstecktseins mit der scharfen Kante eines Stückchen Blechbandes, mit dem das Geld zusammengehalten wurde, vorsichtig angeritzt.

»Gute Fahrt.« Das musste der Wachmann am Außentor gewesen sein, denn danach röhrtten die Motoren. Geld war schwer, sodass die 30-Tonner viel zu bewegen hatten und nur langsam Fahrt aufnehmen konnten. Noch ein paar Sekunden wartete von Hartenstein, bis er sicher war, das Gelände verlassen zu haben. Als er die Plane aufriss, roch er den Wind der Freiheit und sah den Wald. Drei, zwei, eins. Von Hartenstein machte einen Sprung, so weit er konnte. Er flog fast gegen einen Baum, drückte sich gerade noch seitlich vorbei, knallte aber mit seinem rechten Bein gegen das Holz.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht rappelte er sich auf und schleppte sich weiter in den Wald. Nach 30 Metern ließ er sich fallen. Vorsichtig lauschte er in Richtung Straße. Die Motoren röhrtten jetzt ruhiger, die Trucks hatten Tempo aufgenommen und fuhren weiter. Von Hartenstein war offenbar unentdeckt geblieben. Sein Bein schmerzte, aber anscheinend war nichts gebrochen, denn er konnte auftreten und gehen, als er sich vorsichtig erhob. Da auf der Straße alle zehn Minuten eine Kolonne vorbeirauschte, musste er sich immer wieder hinter Büschen verstecken. Bis zum nächsten Ort waren es seines Wissens rund fünf Kilometer. Für einen sportlichen Typ wie ihn eigentlich kein Problem.

Als er zwei Stunden später nach einem Gewaltmarsch die Bäckerei am Eingang des Dorfs erreichte war er nach den fast bewegungslosen Tagen und schlaflosen Nächten unendlich müde. Mehr zog er sich in den Verkaufsraum, als dass er noch aktiv lief. Dann sank er erschöpft auf einen Stuhl. Acht zeigte die Uhr über der Türe an, die nach hinten wohl in Richtung Backstube führte.

»Entschuldigung, ich brauche ein Telefon, dringend.«

»Das ist eine Bäckerei.«

»Sie haben doch sicher ein Handy, oder?« Das junge Mädchen hinter der Theke schaute verdutzt. Von Hartenstein trug zwar eine Anzugshose, die war aber am Knie zerrissen, das Hemd dreckig, und sein Aussehen auch nicht gerade vertrauenswürdig.

»Können Sie zahlen?«

»Ich habe kein Geld.«

»So sehen Sie auch aus.« Obwohl sich das junge Mädchen sicher war, dass das eigentlich ziemlich teure Klamotten sein mussten. »Sie sind mir einer. Telefonieren in der Bäckerei ohne Kohle.«

»Bitte. Ich muss wirklich telefonieren.«

»Na gut.« Die junge Frau griff in ihre Hosentasche und reichte das Handy über die Theke. »Meine Mutter sagt, man soll helfen, wenn jemand bitte sagt. Aber kein Auslandsgespräch.«

»Danke.« Kraftlos stand von Hartenstein auf, schleppte sich zur Theke und griff nach dem Handy. Als die junge Frau sich umdrehte, hörte sie hinter sich einen Schlag. Von Hartenstein lag zusammengebrochen vor der Theke ...

14 TAGE ZUVOR

D-DAY MINUS 14: MONTAG

8.15 Uhr

»Ich habe unser Gold im Garten vergraben, Claus. Nur, dass du es weißt ...« Simone Dohm hatte lange auf den richtigen Augenblick gewartet, um ihrem Mann ihr Geheimnis zu beichten.

»Was hast du getan?« Claus Victor Dohm fiel fast die gerade in die Hand genommene *Börsen-Zeitung* herunter.

»Ich habe seit 2010 Krugerrand und kleine Barren gekauft. Seit Griechenland. Kleine Einheiten, leicht tauschbar. Zwei Millionen Euro, sicher ist sicher!«

»Sicher?«

Zerfleddert wie immer hatte er gerade seine Lieblingslektüre, die *Financial Times*, auf die gegenüberliegende Seite des Tisches gereicht, wie immer hatte seine Simone ihr Leib-und-Magen-Blatt, die *Börsen-Zeitung*, sauber gefaltet an ihn gegeben, wie immer gegen 8.15 Uhr, zur Hälfte ihrer Frühstückszeit. Auch wenn er als Präsident der Deutschen Bundesbank zweimal zwei Zeitungen bestellen könnte, pflegte das kinderlose Ehepaar Claus Victor und Simone Dohm seit 25 Jahren die Tradition, sich zu zweit eine Zeitung zu teilen. Gemeinsames Frühstück mit gemeinsamer Morgenlektüre, damit man etwas zum Reden hatte.

Genau in dem Moment, als sich ihre Augenpaare über die jeweiligen Lesebrillen hinweg beim Austausch der Zeitungen getroffen hatten, als sie den ganzen Mist über die neue markige Bundesregierung gelesen hatte, da hatte die elegante Gattin des Präsidenten der Deutschen Bundesbank gebeichtet, gepaart mit ihrem unnachahmlichen Lächeln, das ihn seit 25 Jahren einnahm.

»Ja, mein Schatz.«

»Gold? Vergraben? Bist du verrückt, Simone? Kaufen? Ja, sicher teuer, aber vergraben? Wenn das jemand findet.«

Während sie weiterlächelte, schaute der mächtige Währungshüter drein, als hätte seine Frau ihm gerade einen Seitensprung gebeichtet, ihm, dessen Bundesbank Tonnen von Gold besaß. Dohm fiel nun endgültig die Zeitung aus der Hand. Mitten auf dem Teller prangte das Gruppenfoto der neuen Bundesregierung, angeführt von Bundeskanzler Franz Peter Roth von der DMP, der Deutsche Mark Partei.

»Ich habe alles in große Kupferkessel gelegt, mit dicken Deckeln drauf. Das findet kein Detektor, Darling. Und kein Garten in ganz Deutschland dürfte wohl sicherer sein als unserer, oder? Außer dem da vielleicht, Claus.« Mit einem Messer zeigte Simone Dohm auf das Gruppenfoto der neuen Bundesregierung im Garten des Bundeskanzleramtes in Berlin.

Der Bundespräsident hatte zwar die Ernennungsurkunden überreichen müssen, aber das obligatorische Foto verweigert, weshalb sich das Kabinett im Kanzleramt zum Gruppenbild aufstellen musste. »Nicht christlich, nicht sozial oder liberal, sondern markig wird das Land seit heute regiert«, stand unter dem Foto. Heute war der erste echte Arbeitstag der markigen Bundesregierung.

Wie immer hatten die Dohms am Morgen gegen 8 Uhr mit dem Frühstück begonnen. Ein Ritual, das ihnen heilig war, wenn er zu Hause in »seiner« eleganten Präsidentenvilla in Kronberg war. Eine halbe Stunde zu zweit, mit Zeitungen und Gesprächen über die Weltlage. Simone Dohm war die engste Beraterin ihres Mannes.

»Ich glaub das nicht, bist du wirklich von allen guten Geistern verlassen, Simone?« Dohm schüttelte den Kopf. »Du siehst Gespenster.« Der Präsident der Deutschen Bundesbank rieb sich die Hand am Kinn, was er immer tat, wenn er nicht mehr weiterwusste. Wenn das rauskam? Die Gattin des Bundesbankpräsidenten verbuddelte Gold, weil sie den Glauben an den Euro verloren hatte, den er zu verbreiten hatte, diesen Glauben an einen stabilen Euro.

»Sollte ich, dann grabe ich es wieder aus. Aber wenn du willst, zeige ich dir, wo es liegt.« Sie nahm ihren Mann bei der Hand, die so feucht-schwitzig war,

dass sie fast schon wieder loslassen wollte, zog ihn dann aber doch in den parkähnlichen englisch gestalteten Garten und blieb genau auf der Ecke stehen, an der sie mit den Hausecken des L-förmigen Baus ein imaginäres Viereck bildeten. Sie drückte den Absatz ihres Schuhs mit festem Druck in den Rasen. Mit Absätzen war sie immer ein bisschen größer als ihr kleiner »Teddybär«.

»Hier. Zwei Millionen Euro Gegenwert, momentan jedenfalls. Vier Kessel. Alle übereinander, sodass man auch nach und nach Gold herausholen kann. Nur dass du es weißt, ich kümmerge mich schließlich um unsere Finanzen. Wenn alles schiefgeht, Claus, sind auch die Banken nicht mehr sicher.«

»Du vertraust mir nicht?«

»Doch, aber du führst die Bundesbank, und ich bin unsere Privatbank. Vertraue mir.« Mit einem Lächeln gab sie ihm einen Kuss auf die Stirn.

Drinnen im Haus klingelte plötzlich das Diensttelefon, was selten genug am Morgen um diese Zeit passierte. Dohms Büro würde diese geheime Telefonnummer in der Kronberger Dienstvilla des Bundesbankpräsidenten nur nutzen, wenn ganz wichtige Dinge zu klären wären, die nicht warten konnten, bis der oberste deutsche Währungshüter im Auto saß und sich nach Lektüre des Pressespiegels wie üblich im Büro meldete.

»Ja bitte.« Schneller, als sein gedrungener Körper es vermuten ließ, war Dohm, wie von einer bösen Vorahnung getrieben, an den Apparat gehastet.

»Herr Bundesbankpräsident?«

»Wer sonst!« Dohm meldete sich nie mit Namen, schließlich wussten die Anrufer, wen sie hier an der Leitung hatten.

»Ich verbinde Sie mit dem Bundeskanzler.« Die Dame am anderen Ende im Bundeskanzleramt war mindestens genauso statusbewusst wie er und offensichtlich von seinem Büro durchgestellt worden. Dohm hasste es wie die Pest, wenn er durchgestellt wurde, doch zumindest ging es bei der Dame zackig.

»Guten Morgen, Herr Bundesbankpräsident.«

»Guten Morgen, Herr Bundeskanzler.« Dohm mochte den politischen Emporkömmling nicht und beließ es deshalb bei einer einfachen Begrüßung, ohne Frage oder Floskel und vor allem auch ohne Glückwunsch zum neuen Amt.

Dohm selbst stammte zwar auch aus einfachen Verhältnissen und hatte sich mit Fleiß, Stipendien und natürlich auch Glück hochgearbeitet, obwohl sie einen ähnlichen Werdegang hatten.

»Um es kurz zu machen, Dohm, um 16 Uhr heute Nachmittag wird Frau Staatssekretärin Kuhn aus dem Finanzministerium in Frankfurt bei Ihnen eintreffen.«

»Mit welchem Ziel, Herr Roth?« Wenn er nicht mit Titel angesprochen wurde, tat Dohm das auch nicht, und seine Verärgerung über das fehlende »Herr« versuchte er seinem Gegenüber mit einer deutlich stärkeren Betonung des Wortes als normal zu signalisieren.

»Um eine Projektgruppe zu währungspolitischen Fragen einzusetzen.«

»Dazu braucht es doch eine Kabinettsentscheidung.« Auch wenn er wusste, dass es nichts brachte, wollte Dohm den neuen Bundeskanzler belehren.

»Die wird Frau Kuhn vorlegen. Einen vertraulichen und geheimen Beschluss des Sicherheitskabinetts.« Auch Roth belehrte gerne, meist durch längere korrigierende Ausführungen, weil er dann Zeit hatte, zunächst einmal die Aussagen der anderen für sich zu bewerten. Er hatte nämlich bei Kuhn gelernt, vorsichtig zu sein und mit seiner Meinung gerne auch hinter dem Berg zu bleiben.

»Das reicht nicht, Herr Bundeskanzler.« Selbst Dohms Tonlage klang sehr formal.

»Wir sehen die Währungspolitik als Sicherheitspolitik, Dohm. Deshalb das Sicherheitskabinetts.«

»Sie sollten in der Währungspolitik die Friedenspolitik erkennen.«

»Wollen Sie mir etwas unterstellen?«

»Ich analysiere und kommentiere, Herr Bundeskanzler. Das ist meine Pflicht als Bundesbankpräsident.«

»Dohm, Sie unterliegen in dieser Sache vor allem der Geheimhaltungspflicht. Haben Sie mich verstanden? Das Bundessicherheitskabinetts entscheidet. Die Operation D-Day läuft an.«